

BRITT REISSMANN | Blutopfer

### *Das Buch*

Die alleinerziehende Mutter und Hauptkommissarin Verena Sander hat es nicht leicht: Ihre 14-jährige Tochter Mona ist schwer verliebt und hat seit einiger Zeit einen neuen Freundeskreis. Wirklich geheuer ist ihr dieser nicht. Und auch ihr aktueller Fall hat es in sich: Als eine Gruppe Jugendlicher nahe Stuttgart bei einer heimlichen Mutprobe eine grausam zugerichtete Leiche findet, ist Sander als eine der ersten am Tatort. Überraschend trifft sie dort auf Mona, die offensichtlich zur Clique gehört und bei deren gefährlichem Spiel mitgemacht hat. Gibt es noch mehr, was die Hauptkommissarin nicht über ihre Tochter weiß? Neben dem rätselhaften neuen Mordfall setzt Sander ein privater Konflikt zusätzlich unter Druck: Ihr Exmann wirft ihr vor, die Arbeit sei ihr wichtiger als Mona, um die sie sich nicht richtig kümmere, und beantragt das Sorgerecht für die gemeinsame Tochter. Doch was hat Mona mit dem Mordopfer zu tun und hat Sanders Exmann mit seinem Vorwurf am Ende recht?

### *Über die Autorin*

Britt Reißmann war Intarsienschneiderin und Sängerin. Seit 1999 arbeitet sie bei der Mordkommission Stuttgart und schreibt Krimis, die ganz besonders realitätsnah sind. Für ihren Roman »Der Traum vom Tod« wurde sie mit dem DeLiA-Literaturpreis ausgezeichnet. »Blutopfer« ist ihr erster Krimi im Diana Verlag. Britt Reißmann lebt mit ihrer Familie in Stuttgart.

BRITT REISSMANN

# Blutopfer

Kriminalroman

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 08/2014

Copyright © 2014 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Anja Freckmann

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © mauritius images/Alamy

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Satz | Leingärtner, Nabburg

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35772-3

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

»Und es wird fast alles mit Blut gereinigt nach dem Gesetz,  
und ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.«

HEBRÄER 9.22



*Für meine Mutter*



## Prolog

Die Farbe des Schmerzes ist Weiß.

Weiß wie die Zimmerdecke über mir, weiß wie die blätternde Farbe des Fensterrahmens, auf den ich schaue, wenn ich den Kopf hebe in dem verzweifelten Versuch, mich loszumachen. Weiß wie die Plastikgurte, mit denen meine Beine festgeschnallt sind, unerreichbar für meine Hände, denn meine Arme sind kurz wie die eines Kindes.

Eine Hand drückt mich zurück auf die Liege. »Jetzt sei doch brav, es ist gleich vorbei.«

Wenn es stimmt, dass ein Indianer keinen Schmerz kennt, gäbe ich alles darum, Indianer zu sein.

»Mama, ich will das nicht. Es tut so weh!«

»Ich weiß, mein kleiner Liebling, aber es muss sein.«

»Aber es tut weh!«

»Nur noch ein Weilchen, nachher gibt es Griespudding.«

Ich kann nicht sagen, was mehr brennt, die Scham oder der gellende Schmerz in meinem Unterleib. Den Kampf gegen die Tränen habe ich aufgegeben. Sie rinnen mir über die Schläfen und sickern in die Ohren und den Haaransatz. Ich drehe den Kopf zur Seite, starre auf den weißen Kieselstein, der auf dem Fensterbrett liegt, und versuche, wie er zu sein: kalt, schwer und gefühllos. Es will mir nicht gelingen.

»Wirst du wohl still sein!«

Ich hatte nicht gemerkt, dass ich geschrien habe. Ein Teil von mir muss das getan haben, während der andere unbeteiligt daneben lag.

Die Hand drückt mich zurück auf die Liege. Durch den Tränenschleier verschwimmt die Deckenlampe mit dem Micky-maus-Gesicht zu einem undeutlichen Klecks mit einer Monsterfratze. Ich habe gelernt, sie zu hassen. Ich hasse auch den Griespudding danach.

Wann ist es nur endlich vorbei? Ich will ein braves Kind sein, denn meine Mutter meint es nur gut. Ich schäme mich, weil ich es ihr so schwer mache. Um sie versöhnlich zu stimmen, werde ich den Griespudding aufessen, bis zum letzten Löffel.

Und dann explodiert der Schmerz in meinem Körper, der Stein zerspringt in tausend Splitter. Und ich schreie, ich schreie und schreie ...

Das ist die Stelle, an der ich jedes Mal aufwache. Schwer atmend, sitze ich im Bett, warte darauf, dass mein Herzschlag sich beruhigt. Vergewissere mich, dass die Deckenlampe eine andere ist. Ich winde mich aus dem schweißnassen Laken und schlepe mich ins Bad, wo ich mich übergeben werde. Es ist vorbei, sage ich mir, es ist lange schon vorbei. Doch tief im Innern weiß ich, dass es nie vorbei sein wird. Niemals.

Es sei denn, ich übe Vergeltung.

»Wetten, dass du dich nicht traust?«

Der Baumstamm maß ungefähr dreißig Zentimeter im Durchmesser. Damit war er viel breiter als die Bordsteine, auf denen sie so gern balancierte, als sie klein gewesen war. Normal kein Problem, aber dieser hier lag nicht auf der Erde. Ein Opfer des Hurrikans Lothar, der jetzt eine Schlucht überspannte. Keine große Schlucht, eher ein Graben, hatte Christoph gesagt. Eine Klinge, wie man es hierzulande nannte. Vielleicht fünf Meter breit und nur unwesentlich tiefer. Er würde stolz auf sie sein und sie in die Clique aufnehmen.

Sie ahnte, dass er mit ihr angeben wollte; er stand auf ihre rehbraunen Augen und das glatte, schwarze Haar, den karamelfarbenen Teint, den sie von ihrem italienischen Vater geerbt hatte. Und natürlich wollte auch sie ihm imponieren. Christoph Denner – die Hälfte der Mädchen ihrer Klasse war in ihn verknallt. Und sogar einer der Jungs. Aber er hatte *sie* gefragt.

Hinter ihrem Rücken wurde getuschelt.

»Klar traut sie sich!« Das war Christoph. Sie kannte jede Nuance seiner Stimme, wusste, wie sich sein Lachen anhörte, sein Kicksen, wenn er im Musikunterricht singen musste. Sie kannte sogar sein leises Schnarchen, seit er letztes in Chemie eingeschlafen war. Aber statt ihn mit einem gut platzierten

Spitball zu wecken, hatte sie ihm fasziniert zugehört und sich vorgestellt, neben ihm in einem Ehebett zu liegen.

»Nun mach schon, oder sollen wir hier Wurzeln schlagen?« Das war Ginger. Sie wollte zweifellos Marco beeindrucken, obwohl der ihr schon vor Wochen den Laufpass gegeben hatte. Marco war Christophs bester Freund und der Capo der Clique. Er war ein paar Wochen mit Ginger gegangen, aber schnell genervt von ihr gewesen. Kein Wunder, wenn man zickig wie eine Diva ist und heißt wie ein Gewürz.

Eigentlich hätte Ginger zuerst laufen sollen, aber sie hatte gekniffen und gemeint, Mona solle den Anfang machen, das Beste käme schließlich immer zum Schluss. Dabei hatte sie Marco vielsagend angeblinzelt. Ganz schön dreist, dabei war sie nur feige und hoffte, noch mal drumrum zu kommen. Warum Marco diese blöde Tussi überhaupt mitgenommen und ihr die Chance gegeben hatte, durch die Mutprobe in die Clique aufgenommen zu werden, war ihr schleierhaft. Verstehe einer die Kerle!

Wie auch immer, nun stand sie am Rande dieses Grabens. Hätte sie sich weigern sollen? Darauf bestehen, dass Ginger als Erste läuft? Das wäre ein absolutes No-Go. Sie würde sich mutig und unerschrocken geben, Ginger den Rang ablaufen und bei Christoph punkten. Und sie hätte es hinter sich, während Ginger noch zittern musste.

Vorsichtig setzte sie einen Fuß auf den Stamm. Die morsche Rinde knirschte unter der Profilsohle ihrer Turnschuhe, ein Borkenkäfer suchte das Weite.

Das sollte ich auch tun, dachte sie in einem Anflug von Panik, der Käfer ist klüger als ich. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Scheiß Mutprobe!

Sie stellte den zweiten Fuß neben den ersten. Bemerkte, dass ihre Schnürsenkel zu lang waren. Sie würde darauf achten müssen, nicht draufzutreten.

»Nicht runterschauen!«, war das Letzte, was sie von Christoph hörte. Danach rauschte nur noch das Blut in ihren Ohren.

Zügig gehen und nach vorn sehen. Auf keinen Fall nach unten. Das konnte doch nicht so schwer sein. Sie bemerkte, dass sie den Atem angehalten hatte, und atmete tief ein. Die Luft schmeckte nach Herbst.

Sie dachte an Pandora und wie Neytiri dort leichtfüßig und ohne jede Angst über Baumstämme in vielen Hundert Metern Höhe läuft. Dagegen war das hier ein Klacks. Doch auch diese Gedanken halfen nicht. »Avatar« war Kino, und das hier war ernst.

Einen Fuß vor den anderen, los! Und nicht daran denken, dass Emmi im Frühjahr bei derselben Mutprobe abgestürzt war. Offene Frakturen und Schädelbasisbruch. Die Ärzte hatten ihr Leben knapp mit einer Notoperation und mehreren Blutkonserven retten können. Dabei hatte sie nur dazugehören wollen. Was natürlich schwer ist, wenn man weder raucht noch trinkt und sich sogar weigert, nur ein einziges Mal an einem Joint zu ziehen.

Los jetzt. Und nicht runterschauen! Stell dir einfach vor, der Stamm liegt auf der ebenen Erde.

Vier Schritte, fünf. Sie hatte den Blick starr auf eine Astgabel der Eiche gerichtet, die auf der anderen Seite stand. Der sicheren Seite, die ihr Ziel war. Würde Christoph sie im Krankenhaus besuchen, wenn sie runterfiel?

Sie verdrängte den Gedanken, das durfte nicht passieren, Mom würde außer sich sein.

Sechs Schritte. Sieben. Sie hatte fast die Mitte erreicht. Von der Bundesstraße drang Verkehrslärm herüber. Wie gern würde sie jetzt auf der sicheren Rückbank eines Autos sitzen. Mit einer Cola in der Hand und Justin Bieber aus dem Radio.

Nicht runterschauen!

Acht Schritte. Neun – sie kam ins Wanken, war auf ihren Schnürsenkel getreten, ruderte mit den Armen in der Luft, fing sich wieder. Ihr Herz schlug wie ein Hammer gegen das Brustbein. Sie hätte einen Doppelknoten machen müssen. Oder Slipper anziehen sollen. Turnschuhe mit Klettverschlüssen waren leider inzwischen total uncool. Und uncool ist viel schlimmer als unpraktisch.

Die Hälfte war nun geschafft. Sie hatte aufgehört, die Schritte zu zählen, den Blick nach vorn gerichte, konzentrierte sie sich ganz auf ihr Ziel. Noch acht Schritte, maximal zehn. Sie blieb mit dem Schnürsenkel an einem Ast hängen. Hielt das Gleichgewicht mühsam; und während ihr der Schweiß ausbrach und der Herzschlag in ihren Ohren dröhnte, versuchte sie, den Fuß freizubekommen. Deshalb schaute sie nach unten.

Als schließlich ihre Knie nachgaben, lag das nicht an der Höhe, sondern an dem, was sie unter sich in der Schlucht liegen sah.

»Wusstest du, dass der Haldenwald ein Landschaftsschutzgebiet ist, in dem so seltene Tierarten wie der Feuersalamander, der Bergmolch und der vom Aussterben bedrohte Mittelspecht leben?« Polizeioberkommissar Roman Katz hielt seiner Kollegin gern Vorträge dieser Art, besonders wenn sie zusammen im Auto unterwegs waren, und das waren sie oft.

»Nein, Schlaumeier, wusste ich nicht. Ich glaube auch kaum,

dass das bei unseren Ermittlungen eine Rolle spielen wird.« Verena Sander, seit einigen Tagen Hauptkommissarin der Stuttgarter Kriminalpolizei und damit einen Dienstgrad über ihrem Kollegen, überlegte, ob Katz mit seinem Referat diesen Unterschied überbrücken wollte. Es hatte ihn schwer getroffen, dass sie und nicht er die Beförderung bekommen hatte, auch wenn er es mit allen Mitteln zu verbergen suchte.

Sie waren zum Haldenwald unterwegs, aber nicht wegen der Schönheit des Landschaftsschutzgebiets, sondern aufgrund eines anonymen Anrufs, dem zu entnehmen war, dass dort in einem Graben eine Tote liegen sollte. Der Anrufer sei ein Jugendlicher im Stimmbruch gewesen, der sich weigerte, seinen Namen zu nennen und einfach auflegte, so hatte die Funkzentrale es weitergeleitet. Die Rufnummer war unterdrückt worden.

»Nichts für ungut, Chefin. Fiel mir nur gerade so ein, weil ich am Wochenende mit Sophie und den Kindern dort war.«

Verena seufzte. Katz ließ keine Gelegenheit aus, seine Kinder ins Gespräch zu bringen. Und seit ihrer Beförderung nannte er sie konsequent Chefin. Sie hatte lange darauf gewartet, schließlich wurde sie demnächst fünfundvierzig, und einige jüngere Kollegen hatten diesen Karrieresprung bereits vor ihr geschafft. Katz noch nicht, und das schien ihn zu wurmen, dabei war er fast sechs Jahre jünger als sie.

»Ich bin nicht deine Chefin. Also nenn mich bitte nicht so.« Verena hielt an einer Ampelkreuzung und sah Katz über den Rand ihrer Sonnenbrille streng an. Er war manchmal so infantil, obwohl er äußerlich so ernsthaft, fast spießig rüberkam. Sein markantes Gesicht mit dem ausgeprägten Kinn wirkte souverän, und durch das dunkle Haar zogen sich erste silberne

Fäden. Alles nur Tarnung. Niemand vermutete hinter dieser Fassade den Kindskopf, der er manchmal war.

»Alles klar, Chefin. Aber dir haben sie nun mal die Haupt-sachbearbeitung des Falls aufs Auge gedrückt, und ich darf nur zu deiner Unterstützung mitkommen.« Lag da ein Anflug von Frust in seiner Stimme? Die Ampel sprang auf Grün, und Verena stieg so heftig aufs Gas, dass Katz in den Sitz gedrückt wurde.

»Wenn Vettel so aus der Startbox schießt, hat er das Rennen schon so gut wie in der Tasche«, keuchte er und klammerte sich am Türgriff fest. »Meinst du, du erwischst den anonymen Anrufer noch vor Ort, wenn du fährst wie ein Henker?«

»Wohl kaum. Wer anonym bleiben will, wird bestimmt nicht auf das Eintreffen der Polizei warten. Aber es sieht nach Regen aus. Und wenn es anfängt, bevor wir den Tatort anschauen können, sind die Spuren beim Teufel.«

»Die Kriminaltechnik ist ja auch noch da. Verlass dich doch einfach mal auf andere, du musst nicht immer alles kontrollieren.«

Vielleicht hat er recht, dachte Verena. Aber das ist schwierig als alleinerziehende Mutter eines Teenagers, die gewöhnt ist, sich um alles selbst kümmern zu müssen. Auf dem Rückweg werde ich ihn fahren lassen, nahm sie sich vor. Damit seinem Ego Genüge getan wird und er endlich Ruhe gibt.

»Da kann was dran sein«, räumte sie ein. »Vielleicht sollte ich das tatsächlich.«

»Oh, du gibst mir recht?« Katz war anzusehen, dass er damit nicht gerechnet hatte. »Ich glaube, zum ersten Mal in diesem Jahr. Das muss gefeiert werden. Musst du nach Dienstschluss noch irgendwohin?«

Immer diese leeren Versprechungen! Dabei konnte Katz es

gar nicht erwarten, nach Hause zu seiner Familie zu kommen. Verena konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal zum Feierabendbier im Dezernat geblieben war.

»Ja, in den nächsten Schnapsladen«, sagte sie. Es sollte ein Witz sein, doch Katz griff das Thema dankbar auf.

»Apropos Schnapsladen, du hast noch keinen auf deine Beförderung ausgegeben!«

»Ihr werdet schon dafür sorgen, dass das nicht in Vergessenheit gerät.« Verena hatte sich noch nicht an ihre neue Amtsbezeichnung gewöhnt. Kriminalhauptkommissarin, das klang mächtig. Einflussreich. Gut bezahlt. Die Realität sah natürlich anders aus. Macht und Einfluss hatten andere in der Kripohierarchie. Und was die Bezahlung anging ...

»Ich könnte dir was leihen, wenn du nicht genug Geld dabei hast«, sagte Roman, als hätte er ihre Gedanken erraten.

Verena riss das Steuer herum. Beinahe hätte sie die Abzweigung zur Laustraße übersehen. »Heute wird das wohl nichts mehr. Der Lagebericht von der Funkleitzentrale hörte sich nicht nach natürlichem Tod an.«

Ihr Handy klingelte. Verena erkannte die Nummer auf dem Display, hangelte das Headset aus dem Handschuhfach und ging vom Gas. Katz atmete hörbar auf.

»Du glaubst nicht, was mir eben passiert ist«, meldete sich ihre Mutter, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten. »Ich stehe friedlich vor dem Kaufhof und tue meine Arbeit, da kommen drei solche halbstarken Rüpel und reißen mir den Wachturm aus der Hand!«

Tief durchatmen und bis zehn zählen, befahl sich Verena. Noch bevor sie bei drei angekommen war, ergoss sich der nächste Redeschwall in ihr Ohr.

»Vera! Wieso sagst du nichts? Ist es dir völlig egal, wenn ich überfallen werde?«

»Bist du zu Schaden gekommen, Mama?« Verena hasste sich für das Polizeideutsch, das ihr in solchen Situationen automatisch über die Lippen kam, und versuchte, auf den letzten Metern die Kurve zu kriegen. »Ist dir etwas passiert?«

»Nein, ich bin wohlauf. Sie haben nur die Hefte mitgenommen und ...«

»Vielleicht hast du damit ja ihr Seelenheil gerettet.«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass sie die lesen wollten. Vor meinen Augen haben sie sie in Stücke gerissen und die Fetzen auf der Königstraße verteilt. Du musst sofort herkommen und sie festnehmen!«

»Wie? Sind sie etwa noch da?«

»Natürlich nicht, die haben die Beine in die Hand genommen, als der Verkäufer vom Brezelkörble eingreifen wollte. Aber du wirst sie schon finden, wozu habe ich dich schließlich Polizistin werden lassen?«

Du hast mich Polizistin werden lassen?, dachte Verena. Das wäre mir neu. Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, das war doch immer dein Motto, und meinen Berufswunsch hat einzig und allein Daddy durchgesetzt.

»Mama, selbst wenn ich wollte, ich könnte jetzt auf keinen Fall kommen. Ich bin gerade auf dem Weg zu einem Einsatz und ...«

»Das ist ja wieder mal typisch! Nie bist du für mich da, wenn ich dich brauche, immer nur für andere. Deine Karriere ist dir wichtiger als die eigene Mutter, selbst wenn sie von Ganoven überfallen wird.«

»Hör mir doch auch mal einen Augenblick zu! Du bist jetzt vor dem Kaufhof, ja? Du gehst die Treppe runter und die Klett-

passage bis ganz hinten durch. Bei der Rolltreppe zur S-Bahn ist ein Polizeiposten. Da gehst du rein und sagst denen das Gleiche, was du mir gerade erzählt hast.«

»Wozu habe ich eigentlich eine Tochter, wenn sie sich nicht mal um mich kümmert, wenn ich überfallen werde?«

Verena hätte sich am liebsten das Headset heruntergerissen, aber sie konnte im Moment keine Hand vom Steuer nehmen und war zum Zuhören verdammt. Nein, sie würde sich jetzt nicht provozieren lassen. Tief durchatmen und bis zehn zählen. Dazu hatte sie genügend Zeit, bis der Redeschwall ihrer Mutter versiegt sein würde. Jetzt fing sie auch noch an zu weinen. Verena schrak von dem Trompetenstoß in ihrem Ohr zusammen, den ein kräftiges Schnäuzen begleitete. Sie fuhr wirklich alle Mittel auf.

»Hör mal, Mama, ich bin für Mord, Totschlag, schwere Körperverletzung zuständig. Einfachen Diebstahl und Sachbeschädigung bearbeiten die Reviere.«

»Einfachen Diebstahl? Das waren so Halbstarke, Rowdys. Der eine hatte einen Totenkopf auf die Hand tätowiert und ein Messer am Gürtel, ich hab's genau gesehen. Ich hätte tot sein können. Das macht meine alte Pumpe nicht mehr mit, Vera. Ich glaube, ich habe einen Herzinfarkt.«

»Du hast keinen Herzinfarkt, Mama. Hättest du einen, würde deine Zirkulationsatmung beim Reden nicht mehr funktionieren. Geh zum Polizeiposten, und gib eine Anzeige gegen Unbekannt auf. Dazu sind die da.«

»Du bist herzlos, Vera.« Sie hielt tatsächlich einen Moment inne, um nach Atem zu ringen. Oder das Taschentuch erneut anzusetzen. »Wie konnte Jehova mich nur mit so einer Tochter strafen?«

Verena schlug den Hinterkopf gegen die Nackenstütze. Sie hasste es, Vera genannt zu werden, was ihre Mutter aber nicht im Geringsten interessierte. Ihr Vater nannte sie Rena, was sehr anschaulich zeigte, dass sich die Eltern nicht mal in der Wahl ihres Kosenamens einig waren. Aber die Abkürzung ihres Namens war noch das Wenigste, was sie an ihrer Mutter in Rage brachte. Bis zehn zählen reichte hier nicht mehr.

»Geh jetzt zum Revier und erstatte Anzeige, wenn du willst, dass die Jungs bestraft werden.«

»Und ob ich das will! Jetzt auf der Stelle!«

»Du könntest natürlich auch auf Harmagedon warten. Die Reiter Gottes sitzen deiner Meinung nach doch schon in den Startlöchern«, sagte Verena und beendete das Gespräch.

»Probleme?« Katz wickelte einen Kaugummi aus und schob ihn sich in den Mund.

»Nicht mehr als üblich. Meine Mutter musste im Kampf mit dem Antichristen mal wieder ein paar Federn lassen.«

Katz schmunzelte. Er hatte nun seit zwei Jahren das zweifelhafte Vergnügen, alle Bemühungen von Verenas Mutter, ihre Tochter zu bekehren und ihre Seele für ein Leben in Gottes Königreich zu retten, miterleben zu dürfen.

»Wie hat es dein Vater nur so lange mit ihr ausgehalten?«

»Ich habe keine Ahnung. Sie hat ihm den Skatabend verboten, seine Zigaretten versteckt und das Bier ins Klo gekippt. Sex diente nur der Fortpflanzung. Und da die Familienplanung nach meiner Geburt abgeschlossen war ...«, sie zündete sich eine Zigarette an, ließ das Wagenfenster hinunter und inhalierte tief, »... lag das Liebesleben auch noch auf Eis. Welcher Mann macht das schon lange mit? Kein Wunder, dass sie

es in dreizehn Jahren Ehe nicht geschafft hat, ihn zu bekehren. Ganz im Gegenteil.«

Mit einem Lächeln dachte Verena an ihren Vater. Irgendwann hatte er sich dem Spiritismus zugewandt und angefangen zu meditieren und mit dem Ouija-Board zu experimentieren. Am Anfang hatte sie gedacht, es sei nur eine Trotzreaktion, aber irgendwann stellte sie fest, dass er es durchaus ernst meinte. Wobei sie sicher war, dass bei den meisten Durchsagen, die er vermeintlich erhielt, sein Wunsch der Urheber des Gedankens war. Es konnte ja niemand das Gegenteil beweisen. Seine Schutzgeister hatten ihm schließlich geraten, die Scheidung einzureichen, was er dann auch tat. Er fand eine kleine Wohnung im Einzugsgebiet von Stuttgart und nahm Verena auf ihren eigenen Wunsch hin mit. Das hatte Mutter ihr bis heute nicht verziehen.

»Wie geht es deinem Vater eigentlich so?« Katz fand Verenas familiäre Verhältnisse überaus spannend.

»Im Moment pilgert er gerade auf den Spuren des heiligen Jakob nach Santiago de Compostela. Er hat mir eine Postkarte aus einem Refugio geschrieben, wo er unter anderem einen drogensüchtigen Transvestiten kennenlernte, der gechannelte Durchsagen von Elvis Presley erhält. Allerdings nur, wenn ihm jemand Stoff besorgt.«

Verena bog auf den Waldweg ein, ignorierte die Zweige, die gegen die Scheiben schlugen und den Lack zerkratzten. Die letzten Meter waren eine Huckelpiste. Am Ende des Weges schimmerte ein blauweißes Polizeiauto durch die Bäume.

Katz lachte. »Mit dem Elternhaus konntest du eigentlich nur Atheistin werden.«

»Jep. Schwierig wurde es nur, als der Scheidungsrichter mich

fragte, bei wem von den beiden ich künftig wohnen möchte. Einer schien mir so durchgeknallt wie der andere.«

»Und was hat den Ausschlag gegeben, dass du dich für deinen Vater entschieden hast?«

Verena parkte direkt neben dem Streifenwagen und zog den Zündschlüssel ab.

»Bei ihm gab es an Weihnachten und zum Geburtstag Geschenke. Das ist für eine Zwölfjährige ein unschlagbares Argument.«

Sie folgten der Spur platt getretener Grasbüschel in den Wald.

Verena hielt den Blick nach unten gerichtet, um den Schlammpfützen auszuweichen, die der Regen der letzten Nacht zurückgelassen hatte. Deshalb sah sie die Schultasche erst, als sie direkt davorstand, und ihr Herzschlag setzte aus.

Es war einer dieser 4you-Rucksäcke, die die Kids heutzutage bevorzugten. Ab einem gewissen Alter, spätestens ab der weiterführenden Schule, waren Schulranzen völlig out. Besonders in war, wer den Rucksack so tief wie möglich – am besten bis auf den Po – hängen ließ.

Auch dieser hier hatte extrem lange Gurte. Er war abgenutzt und mit Edding beschrieben.

»Wem gehört dieser Rucksack?«, fragte sie, obwohl sie es schon wusste. Sie hoffte, einer Täuschung zu unterliegen. Doch sie kannte die schmutzige Diddl-Maus am Zipper des Reißverschlusses, den Riss im Stoff, wo früher der Sticker von Justin Bieber gewesen war, den Christoph abgerissen hatte. Aus Eifersucht, wie Mona behauptete.

Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte sie in Richtung des Notarzwagens, wo das Mädchen auf dem Beifahrersitz saß.

»Mona! Geht es dir gut? Bist du verletzt?«

»Nicht schlimm, ich hab mir nur den Fuß verstaucht.« Das Flüstern war kaum hörbar. Und nach »nicht schlimm« sah sie ganz und gar nicht aus. »Wir wollten nur ... es war eine Mutprobe, ich kann dir das erklären ...«

Die junge Sanitäterin, die dem Mädchen Gesellschaft geleistet hatte, zog sich diskret zurück.

»Bist du von allen guten Geistern verlassen? Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?«

»Tut mir leid, Mom.« Die Worte kamen leise und schleppend, und der Blick ging an Verena vorbei, glasisch von den Barbituraten, die man ihr gespritzt hatte.

Verena schwankte zwischen kalter Wut auf diese Gruppe Jugendlicher und unglaublicher Erleichterung, dass es nicht ihr Kind war, das tot da unten in der Schlucht lag, wie sie beim Anblick des Rucksacks eine furchtbare Schrecksekunde lang befürchtet hatte.

»Warum hast du bei diesem Blödsinn überhaupt mitgemacht?« Sie wusste, dass das kaum der richtige Zeitpunkt für eine Strafpredigt war, aber die Frage kam automatisch über ihre Lippen.

»Ich wollte in die Clique. Christoph ...«

»Die Clique, Christoph! Alkohol, Joints und Ecstasy, und dafür riskierst du dein Leben? Hörst auf mit diesen verdammten Mutproben! Hast du vergessen, was dem Mädchen aus deiner Parallelklasse passiert ist? Wie hieß sie noch mal?«

»Emmi.« Jetzt kamen die Tränen. Verena nahm ihre Tochter in den Arm. »Entschuldige, ich wollte gar nicht schimpfen. Ich bin so froh, dass dir nichts passiert ist.« Nichts passiert war maßlos untertrieben. Wie sehr dieses Erlebnis sie traumatisiert hatte, würde sich erst noch zeigen.

»Wo sind eigentlich die anderen?«

»Abgehauen natürlich. Ich konnte ja nicht, wegen dem Fuß.«

Christoph war also auch stiftend gegangen. Schöner Freund, dachte Verena, aber sie sprach es nicht aus, als sie die Enttäuschung und den Schmerz in Monas Gesicht sah. Sie riskiert für ihn ihr Leben, und er verschwindet, wenn die Bullen kommen. Sie muss sich mit ihrem verstauchten Fuß der Sache stellen, und dann erscheint ausgerechnet die eigene Mutter vor Ort, als ob das Dezernat nicht noch andere Beamte hätte. Ein ausgesprochener Glückstag im Leben ihrer Tochter.

»Wer hat eigentlich die Polizei angerufen?«

»Christoph. Ich hab gehört, wie er telefoniert hat.«

Na immerhin. Sie würde das Bürschchen zur Vernehmung vorladen müssen. Und die Namen der anderen zusammentragen. Aber das hatte Zeit.

»Verena, kommst du mal?« Katz stand am Rande der Schlucht, wo die Feuerwehr eine Leiter hinabgelassen hatte, und winkte wie ein Fluglotse zu ihr herüber. »Wir haben hier ein interessantes Verletzungsbild.«

Zum Teufel mit dem Verletzungsbild, dachte Verena. Meine Tochter steht unter Schock, und ich soll funktionieren wie eine Maschine. Wobei es manchmal gut wäre, eine zu sein. Keine Müdigkeit, keine Rückenschmerzen, kein Ekel beim Anblick einer verwesenen Leiche, keine Scheu vor dem Gespräch mit den Angehörigen. Und kein schlechtes Gewissen, weil ich permanent meine Tochter vernachlässige. Sie löste sich von ihrem Kind, das trotz des warmen Wetters immer noch zitterte. »Kommst du klar?«

Das angedeutete Nicken konnte ebenso gut als Kopfschütteln durchgehen.

»Ich bin sofort wieder bei dir.«

»Frau Sander?« Auf halbem Weg trat ihr der Notarzt in den Weg, den Verena schon von mehreren Einsätzen her kannte. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass es Ihre Tochter ist. Aber bis auf einen Schock, den Knöchel und ein paar Kratzer an Knie und Armen ist sie heil davongekommen. Da hat sie wirklich Glück gehabt.«

Wie man's nimmt, dachte Verena. An ein und demselben Tag wurde ihre Mutter überfallen und verunglückte ihre Tochter, auch wenn beide mit dem Schrecken davongekommen waren. Was vorhin noch als Scherz gemeint war, wurde allmählich ernst: Nach Feierabend würde ihr erster Weg zum nächsten Schnapsladen führen.

Mona war durch eine glückliche Fügung nicht in die Schlucht gestürzt, nachdem sie das Gleichgewicht verloren hatte, sondern längs auf den Stamm gefallen. Der Schnürsenkel hatte sich bei dem Sturz nicht vom Ast gelöst, daher war ihr Knöchel verdreht worden. Als der Rettungswagen eintraf, fanden die Sanitäter das Mädchen mit fest zusammengekniffenen Augen der Länge nach bäuchlings an den Baumstamm geklammert und auf Ansprache nicht mehr reagierend. Nachdem sie unten im Graben die Leiche entdeckt hatten, riefen sie außer der Feuerwehr auch die Polizei an, nur um zu erfahren, dass beide schon informiert und auf dem Weg waren. Christoph hatte offenbar an alles gedacht, bevor er das Weite gesucht hatte. Ein winziger Pluspunkt für ihn.

Verena bedankte sich bei dem Arzt und schlüpfte in einen weißen Papieranzug. Sie band ihr langes, dunkles Haar im Nacken zusammen, stopfte es unter die Kapuze und stieg in den Graben hinab.

Unten wuselten die ebenso gekleideten Kollegen von der Kriminaltechnik geschäftig um den Leichnam. Helge Lamberz, der Chef der KT, zwinkerte Verena zu, wobei sein Blick ihr Hosenbein streifte, das beim Abstieg Bekanntschaft mit der lehmigen Erde gemacht hatte. »Ja, die Leichensachbearbeitung ist keine saubere Sache.«

»Verdammt, den Overall wollte ich am Sonntag in die Oper anziehen!« Verena streifte Latexhandschuhe über und reichte Lamberz die Hand.

»Ich leihe dir gern mein kleines Schwarzes«, antwortete er. Es war in Kollegenkreisen ein offenes Geheimnis, dass Lamberz homosexuell war, und er selbst machte keinen Hehl daraus, was die Arbeit mit ihm sehr erleichterte.

Viele, besonders Außenstehende, denen Verena von ihrem Beruf erzählte, fanden den Begriff »Leichensachbearbeiter« pietätlos. Dabei war er so präzise. Wenn man einen Leichnam nicht als Sache betrachtete, konnte man diesen Job auf Dauer nicht durchhalten. Die Auseinandersetzung mit dem Menschen, der der Leichnam einmal gewesen war, begann im Laufe der Ermittlungen noch früh genug. Hier bei der ersten Leichenschau vor Ort waren solche Gedanken nur hinderlich. Sie auszublenzen setzte bei den meisten jedoch jahrelanges Training voraus. Auch Verena hatte das lernen müssen. Als sie die Tote jetzt ansah, verzog sie keine Miene, aber innerlich hatte sie das Gefühl, als würden sich ihre Eingeweide verknoten.

»Wir haben sie abgeklebt und gespeichelt, außerdem ihren Fingernagelschmutz sichergestellt. Für den Fall, dass sie sich gewehrt hat. Und natürlich Fotos gemacht, bevor hier alles zertrampelt wird.«

Verena nickte. »Irgendwelche Hinweise auf die Identität?«

»Bis jetzt nichts. Die Jogginghose und der Slip lagen hundert Meter weiter im Wald. Aber zum Joggen nimmt man wohl eher keinen Personalausweis mit. Vielleicht findet Krach bei der Leichenschau ja noch etwas, das hilft, sie zu identifizieren. Apropos – wenn man vom Teufel spricht!«

Mona folgte Lamberz' Blick zu den langen Beinen von Prof. Dr. Herbert Krach, Cheopathologe der Uni Tübingen, die sich in diesem Moment vorsichtig die Leiter in den Graben hinuntertasteten. Der Abstieg machte dem Pathologen offenbar einige Schwierigkeiten, denn er fluchte wie ein Kesselflicker.

»Könnt ihr eure Opfer nicht zu ebener Erde umbringen lassen?«

»Ich wünsche Ihnen auch einen Guten Tag, Professor.« Verena setzte ihr bezauberndstes Lächeln auf. »Nach einem ersten flüchtigen Blick auf die Tote kann ich Sie beruhigen. Ich bin sicher, dass der Abstieg sich gelohnt hat. So etwas bekommen Sie bestimmt nicht jeden Tag zu sehen.«

Der weibliche Leichnam lag auf einem Untergrund von Geröll, Moos und abgebrochenen Ästen. Verena schätzte die Frau auf Anfang sechzig. Bis auf das pinkfarbene Oberteil eines Jogginganzugs und graue Sportsocken war sie nackt. Über die Hände hatten die Kriminaltechniker ihr zur Sicherung des Fingernagelschmutzes Plastiktüten gezogen. Der Kopf war seltsam verdreht, als sei das Genick gebrochen. Die Arme waren ausgestreckt und die Beine weit gespreizt, sodass Verena sich an Da Vinci erinnert fühlte. Was beim Meisterwerk des großen italienischen Künstlers allerdings fehlte, war der Holzpflöck von der Größe eines Nudelholzes, der in den Unterleib eingeführt worden war. Brutal eingeführt war. Davon zeugte das Blut an den Schenkeln der Toten, das eine bizarre rostbraune Farbe angenommen hatte.

»Ein Sexualmord?« Krach sah Verena mit hochgezogenen Augenbrauen über seine Brille hinweg an.

»Ich bin nicht sicher. Möglich wäre es schon. Aber es macht auf mich eher den Eindruck eines Rituals. Als wäre sie gepfählt worden.« Hoffentlich post mortem, fügte Verena im Geiste hinzu. Bei dem Gedanken, dass ihre Tochter mindestens eine halbe Stunde lang diesem Anblick ausgesetzt gewesen war, fröstelte sie.

»Knochenbrüche an den Extremitäten«, murmelte Krach, nahm dann den Kopf der Toten in beide Hände und bewegte ihn sacht von einer Seite zur anderen. »Hören Sie das Knirschen der Wirbel? Da ist kein Widerstand. Genickbruch, würde ich sagen.«

»Sie wurde also in die Schlucht geworfen«, resümierte Verena.

»Davon gehe ich aus. Ich kann keine weiteren äußeren Verletzungen erkennen, außer diesen Stellen von Tierfraß.« Er wies auf einige größere Wunden am Knöchel und an der Hand der Toten. »Aber daran ist sie nicht gestorben. Bleibt der Blutverlust von der Vaginalverletzung oder der Genickbruch. Setzt man allerdings voraus, dass sie hier getötet wurde, bevor sie sich das Genick brach, müsste es oben massenhaft Blutspuren geben, und ...« Krach hob in einer ratlosen Geste die Hände.

»...die gibt es nun mal nicht«, vervollständigte Verena den Satz. Bis das Ergebnis der Obduktion feststand, musste sie sich einfach gedulden.

»Hier kann ich jedenfalls keine gescheite Leichenschau machen«, sagte Krach. »Wir sollten sie raufholen und ins Robert-Bosch-Krankenhaus bringen, sobald der Paparazzo dort fertig ist.« Er wies auf Freddy Geiger, den Fotografen der Kriminal-

technik, der Leichnam und Tatort noch immer von allen Seiten ablichtete.

»Bin ja schon weg«, grummelte Geiger und reichte die Kamera an Verena weiter. »Nimmst du die mit zur Dienststelle? Ich wollte schon vor einer Stunde Feierabend machen, aber gerade als ich zur Tür rauswollte, schellte das Telefon.«

»Falscher Job, würde ich sagen.« Verena verstaute die Kamera in ihrer Tasche. Dann hob sie die Tote mit Hilfe von Katz, Krach und Lamberz auf eine Plane und mitsamt dieser auf die Tragbahre, die von der Feuerwehr an Seilen heruntergelassen worden war. Sie wandte sich wieder an den Professor.

»Wie lange, schätzen Sie, ist sie tot?«

»Die Leichenstarre ist schon wieder fast vollständig gelöst. Ich tippe auf Montag oder spätestens Dienstag in den Morgenstunden, da geht man doch auch üblicherweise zum Joggen. Später sicher nicht, es sei denn, sie hätte in der Sauna gelegen. Das Venennetz am Bauch beginnt durchzuschlagen, was auch auf diesen Zeitraum hindeutet, wenn man das Wetter der letzten Tage berücksichtigt. Genauer kann ich es vielleicht noch eingrenzen, wenn ich sie auf dem Tisch habe. Aber versprechen kann ich nichts.« Krach zog sich mit einer geübten Bewegung die Latexhandschuhe herunter und stopfte sie in die Hosentasche.

Verena nickte abwesend. Sie starrte auf einen Blutfleck am Boden und dachte wieder einmal, wie satt sie es hatte, die Gewalt, den Tod, den metallischen Geruch des Blutes. Dieses Mal war sogar ihre Tochter da hineingeraten. Als gute Mutter sollte man sein Kind vor so etwas schützen, vielleicht auch einem anderen Beruf nachgehen, aber sie wusste genau, dass sie sich nie einen anderen als diesen vorstellen konnte. Ihre Augen tasteten

den Waldboden ab nach irgendeinem kleinen Hinweis, den die KT vielleicht übersehen haben könnte, aber da war natürlich nichts. Die Kollegen waren fähig und sie selbst ein unverbesserlicher Kontrollfreak.

»Gibt es noch etwas?«, fragte Krach, der bereits den Fuß auf der ersten Leitersprosse hatte.

»Nein, ich bin hier fertig.« Sie gab der Bergungsmannschaft ein Zeichen. »Holt sie rauf.«

Als Verena wieder auf sicherem Boden stand, sah sie sich zuerst nach ihrer Tochter um. Sie entdeckte sie am Notarztwagen, wo zwei Sanitäter gestikulierend auf sie einredeten, während Mona vehement den Kopf schüttelte, und beschleunigte ihren Schritt.

»Mom!« Mona war sichtlich erleichtert, als sie ihre Mutter sah. »Die wollen mich ins Krankenhaus mitnehmen!«

»Nur zu einer Röntgenuntersuchung«, schaltete sich der Notarzt ein. »Um sicherzugehen, dass nichts angebrochen ist.«

»Das klingt vernünftig«, sagte Verena. »Warum willst du das nicht?«

»Ich will einfach nur nach Hause«, flüsterte Mona.

»Pass auf, ich schlage dir einen Kompromiss vor. Du musst nicht in den Notarztwagen einsteigen, ich fahre dich im Dienstwagen hin. Und bleibe die ganze Zeit bei dir. Und heute Abend gibt es Gnocchi al forno.«

»Ai funghi?« Blitzte da schon wieder etwas Schalk aus Monas Augen?

»Ai funghi al forno, wenn du willst.«

»Und 'ne Cola dazu?«

»Und eine Cola dazu.«

»Okay.« Mona humpelte von ihrer Mutter und einem Sani-

täter gestützt zum Daimler. »Weißt du was, Mom, du siehst aus wie ein Alien!«

»Oh«, Verena musste lachen. »Hätte ich doch fast vergessen, den Schutzanzug auszuziehen. Und in der Klinik hätten sie mich dann womöglich für eine Chirurgin gehalten, mir einen Mundschutz umgebunden und in den OP geschoben.« Sie schlüpfte aus dem Papieroverall, knüllte ihn zusammen und warf ihn in den Kofferraum.

»Die sind grün gekleidet, Mom!« Mona schnalzte missbilligend mit der Zunge. Seit ihr im letzten Jahr der Blinddarm entfernt worden war, kannte sie sich bestens aus. »Aber danke, dass du mich aufmuntern willst.«

Verena ließ sich auf den Fahrersitz fallen und richtete den Rückspiegel aus. Müde Augen schauten ihr entgegen, ein braunes und ein grünes mit schokoladenfarbigen Sprenkeln. *Strega* hatte Fabio sie wegen ihrer verschiedenfarbigen Augen genannt – Hexe. In der Zeit ihrer ersten Verliebtheit war das ein zärtlicher Kosename gewesen; gegen Ende ihrer Ehe wurde es allzu oft zum Schimpfwort. Als sie neben sich griff, um den Gurt zu schließen, fiel ihr auf, dass sie ihr Handy im Auto vergessen hatte. Sie schaute aufs Display. Ein Anruf in Abwesenheit. Er war allerdings nicht wie befürchtet von ihrer Mutter, sondern von ihrem Chef. Verdammt, sie hatte in dem ganzen Wirbel um Mona völlig vergessen, ihm Bescheid zu geben.

»Rudi? Hier ist Verena, *sorry*, dass ich mich jetzt erst melde. Eine weibliche Leiche in einem etwa fünf Meter tiefen Graben, Genital entblößt und ein Holzpflöck brutal eingeführt. Die Tote ist noch nicht identifiziert, vielleicht Anfang sechzig, ungefähr 1,65 groß, graublond, Krach sagt, seit zwei bis drei Tagen tot ...«

»Die Beschreibung könnte auf einen Vermisstenfall passen, den wir gerade reinbekommen haben«, entgegnete Joost. »Ein Dr. Hafner aus der Chirurgie des KH rief an und meldete eine Kollegin als vermisst, die seit drei Tagen nicht im Dienst war. Die Kollegen hatten sich gewundert, denn die Frau gilt als zuverlässig. Als sie auf Anrufe nicht reagierte, hat man die Wohnung vom Polizeirevier öffnen lassen. Da war sie aber nicht. Ihr Name ist Ewa Salgam.«

Verena warf einen Blick zu Katz, der über die Freisprech-einrichtung mitgehört hatte und den Namen notierte. »Katharinenhospital, sagst du? Ich mach mich gleich auf den Weg dorthin. Vorher muss ich noch schnell meine Tochter verarzten lassen, die einen kleinen Unfall hatte. Erzähl ich dir später.«

»Auch das noch. Mach langsam, Verena, Kinder gehen immer vor. Der Toten kann eh niemand mehr helfen.«

Rudolf Joost führte das Dezernat mit straffer Hand, hatte aber für seine Mitarbeiter und deren Probleme immer ein offenes Ohr und wusste, dass private Dinge manchmal dringender waren als dienstliche. Das war nicht selbstverständlich. Bei manch anderen Dienststellen wussten die Mitarbeiter manchmal nicht genau, ob sie bei der Polizei waren oder beim Militär. Doch Joost war der Meinung, dass die Bearbeitung von Tötungsdelikten in einem Team nur dann erfolgreich sein konnte, wenn man einander wertschätzte und menschlich miteinander umging. Und damit hatte er recht.

»Aber, Verena? Schick Roman bitte zur Dienststelle zurück, ich brauche zur Lagebesprechung wenigstens einen, der vor Ort war. Habt ihr Fotos gemacht?«

»Ja, ich habe die Digicam von Geiger dabei, aber die wollte ich zuerst dem Arzt für die Identifizierung zeigen. Ich bringe

sie nachher zur Besprechung mit. Aber wie soll Roman zur Dienststelle kommen? Ich brauche das Auto, meine Tochter kann nicht laufen.«

»Er soll die Bahn nehmen, die fährt doch fast bis vor die Tür.«

Verena sah Katz an. Seine Begeisterung war ihm deutlich anzusehen.

»Ist die Vermisste Krankenschwester?«

»Nein, Ärztin. Chirurgin, glaube ich. Der Name ihres Chefs ist Hafner. Chirurgie.«

»Passt. Wir sind schon unterwegs.« Sie legte auf und wandte sich an Katz: »Du hast den Boss gehört. Wo soll ich dich absetzen?«

»Bahnhof oder Charlottenplatz«, entgegnete Katz einsilbig. »Von dort komme ich mit der U7 am schnellsten zum Pragsattel.«

Verena seufzte. Um die Befindlichkeiten ihres Kollegen würde sie sich später Gedanken machen. Jetzt hatten ihre Tochter und die Ermittlungen Vorrang. Dr. Hafner war der Erste, der ihnen vielleicht ein Stück weiterhelfen konnte.

»Mona?« Sie suchte im Rückspiegel das Gesicht ihrer Tochter. »Wäre es sehr schlimm, wenn ich kurz einen Arzt befragen würde, solange du geröntgt wirst?«

»Ich hab nicht wirklich dran geglaubt, dass du es schaffst, die ganze Zeit bei mir zu bleiben, Mom«, antwortete Mona kühl. Und da waren sie wieder, die altbekannten Schuldgefühle.

»Hör mal, Mäuschen, ich bin im Dienst. Das heißt, ich muss herausfinden, wer die Tote ist, wie sie zu Tode kam und warum sie dort unten lag. Dass ich dich jetzt ins Krankenhaus fahre, ist meine Privatsache, in dieser Situation purer Luxus, und dass die tote Frau offenbar dort gearbeitet hat, reiner Zufall.«

»Ich versteh schon. Sag ja schon nichts mehr.« Mona wickelte eine ihrer dunklen Haarsträhnen um den Zeigefinger. »Mom? Was war das, das bei der Toten zwischen den Beinen steckte?«

»Das hast du gesehen?« Verena stöhnte innerlich auf. Natürlich hatte sie es gesehen. Doch wie erklärte man so etwas einer Vierzehnjährigen?

»Na ja, ich hab lange genug da oben gelegen und in die Schlucht gucken müssen. Die Augen hab ich erst zugemacht, als ich es nicht mehr ausgehalten habe. Was war das für ein Ding? Ein Dildo?«

Aus dem Augenwinkel sah Verena, wie Katz auf dem Beifahrersitz zusammenzuckte. Herr im Himmel, als sie selbst vierzehn war, hatte sie nicht mal gewusst, dass es so etwas gibt, geschweige denn, wie es aussieht. »So was Ähnliches wahrscheinlich«, sagte sie zögernd. »Wir müssen das erst noch herausfinden. Vergiss es am besten wieder.« Dabei wusste sie sehr genau, dass Mona diesen Anblick nie würde vergessen können. Verarbeiten vielleicht. Irgendwann. Hoffentlich.

Zum Glück fragte Mona nicht weiter.

Während Monas Knöchel in der chirurgischen Ambulanz geröntgt und bandagiert wurde, eilte Verena durch die verwinkelten Gänge des Katharinenhospitals zu Dr. Hafners Büro. Ihre Schuhe schmatzten bei jedem Schritt auf dem Linoleum. Die Putzfirma hatte es mit dem Bohnerwachs zu gut gemeint, und der Boden klebte wie Fliegenpapier.

Der Chefarzt der Chirurgie sah keinen Tag älter aus als fünfzig, war aber schon vollständig ergraut. Genau genommen war sein Haar fast ebenso weiß wie sein Kittel, auf dem sich, ent-

gegen Verenas Befürchtung – kein einziger Blutspritzer befand. Stattdessen prangte ein grüner K21-Button mit der Aufschrift »Oben bleiben« an seiner Kitteltasche. Auch so einer, der das Ergebnis der Volksabstimmung nicht akzeptieren kann, dachte Verena flüchtig, während sie sich vorstellte.

»Ich habe mir gedacht, dass irgendwas passiert sein muss«, sagte Hafner, als Verena ihren Dienstausweis wieder einsteckte. »Sie ist heute den dritten Tag nicht zur Arbeit gekommen, war telefonisch nicht erreichbar. Wir haben uns schon Sorgen gemacht.«

»Könnten wir kurz reingehen?« Verena warf einen Blick über Dr. Hafners Schulter ins Innere des Büros und wartete auf die Aufforderung einzutreten. Sie wollte ihm die Fotos ungen auf dem Flur zeigen.

»Ja, aber ich habe nicht viel Zeit. Und ich bin ein bisschen nervös. Sie müssen entschuldigen, aber wenn die Kriminalpolizei auftaucht, ist ja meist Schlimmeres zu befürchten, oder?«

Verena antwortete nicht. Sie hätte ihm nicht widersprechen können, nicht in diesem Fall.

»Würden Sie sich bitte ein paar Fotos anschauen und mir sagen, ob Sie darauf Frau Dr. Salgam wiedererkennen?« Sie schaltete die Digitalkamera ein, hielt dem Arzt das Display hin und scrollte einige Bilder durch, die lediglich das Gesicht der Toten zeigten.

Der Arzt verengte die Augen, als könne er sich damit vor dem Anblick schützen. Er atmete schwer aus.

»Ja, das ist sie. Sie ist tot?« Die Wortfolge im zweiten Satz legte eine Feststellung nahe, trotzdem klang er eindeutig nach einer Frage.

»Ja, leider habe ich keine besseren Nachrichten. Und es

kommt noch schlimmer. Im Moment sieht es ganz nach einem Tötungsdelikt aus.«

»Mein Gott!« Hafner lehnte sich an die Wand. »Das muss ich erst mal sacken lassen.«

»Wollen Sie sich nicht lieber setzen?« Verena schaltete die Kamera aus und ließ sie in die Jackentasche gleiten.

»Nein, nein, es geht schon. Ich muss gleich in den OP, ich habe nur noch fünf Minuten.«

Verena hatte insgeheim Mitleid mit dem Patienten, der dort im OP auf Hafner wartete. Kam der doch unters Messer eines Chirurgen, der soeben vom Tod einer Kollegin erfahren hatte. »Geht es Ihnen gut, Herr Dr. Hafner? Kann nicht jemand anders für Sie einspringen?«

»Nein, keine Sorge. Es ist eine Routineoperation, und keiner meiner Kollegen ist gerade frei. Der Tod gehört zu unserer Arbeit, ebenso wie zu Ihrer. Man darf das nicht so an sich heranlassen. Wobei es schon anders aussieht, wenn es eine Kollegin betrifft.«

»Standen Sie sich nahe?«

»So nahe sich Kollegen eben stehen. Wir haben hin und wieder zusammen im OP gearbeitet. Aber privat befreundet waren wir nicht, wenn Sie das meinen. Trotzdem nimmt es einen natürlich mit.« Hafner fuhr sich mit der Hand durch das schlohweiße Haar. »Sie wäre nächsten Monat in Pension gegangen und hatte sich schon auf den Ruhestand gefreut. Eine Tragödie!«

»Ich würde mich gerne kurz mit Ihnen über Frau Dr. Salgam unterhalten.«

»Fünf Minuten«, wiederholte Dr. Hafner mit einem Blick auf die Uhr.

Verdammter Stress, fluchte Verena innerlich. Man vergisst die Hälfte der Fragen, besonders wenn man keine Gelegenheit hat, die Vernehmung vorzubereiten. Sie würde noch einmal wiederkommen und sich jetzt mit dem Nötigsten begnügen müssen.

»War Frau Dr. Salgam in letzter Zeit anders als sonst? Deutete irgendetwas darauf hin, dass sie etwas beunruhigte?« Diese Frage war so standardisiert, dass sie sich fast albern vorkam. Doch Dr. Hafner dachte ernsthaft nach.

»Ich habe sie in den letzten Wochen nicht täglich gesehen. Wir haben oft zu unterschiedlichen Zeiten Dienst. Eigentlich bin ich ihr in letzter Zeit nur noch flüchtig begegnet. Ich kann also wirklich nichts Verbindliches dazu sagen. Mir ist jedenfalls nichts aufgefallen.«

»Wissen Sie, ob sie regelmäßig joggen ging?«

»Nein, keine Ahnung. Aber ich würde es nicht ausschließen. Sie war für ihr Alter noch fit.«

»Haben Sie einen Verdacht, dass sie Feinde hatte? Irgendjemanden, der sich für etwas rächen wollte? Eventuell sexuell motiviert?«

Hafners Augenbrauen hoben sich um einige Millimeter. »Sexuell motiviert? Wie gesagt, so gut kenne ich sie wirklich nicht.«

»Ich kann im Moment leider nicht deutlicher werden«, sagte Verena. »Aber ich habe Gründe für diese Frage. War sie im Team anerkannt? Wie kam sie mit den Kollegen klar?«

Hafner schwieg eine Weile. »Es ist seltsam, dass wir im Präteritum von ihr sprechen«, sagte er schließlich. »Gestern noch Gegenwart, heute Vergangenheit. Schwer fassbar.« Dann besann er sich auf die Frage. »Ich denke, sie war allgemein beliebt. Auch wenn sie hin und wieder etwas Bestimmendes, Unnachgiebiges

an sich hatte. Aber das resultierte aus ihrer Berufserfahrung. Immerhin arbeitete sie schon seit mehr als dreißig Jahren als Chirurgin in diesem Krankenhaus. Da ist es ganz normal, wenn junge Assistenzärzte sich unterordnen müssen.«

Das gibt nicht den geringsten Ansatz her, dachte Verena frustriert. Allseits beliebt, maximal ein wenig dominant, aber das ist man nun mal in so einer Position. Möglicherweise hatten die unmittelbaren Kollegen ein anderes Bild von Ewa Salgam. Es würden noch einige Vernehmungen auf sie zukommen.

»Ihnen fällt wirklich niemand ein, der einen Grund hatte, auf Frau Salgam sauer zu sein?«

»Nein, wirklich nicht.« Unruhig schaute Hafner erneut auf die Uhr.

Verena beschloss, ihn vorerst zu erlösen. Sie würde noch einmal in Ruhe mit ihm sprechen, falls das in diesem Beruf überhaupt möglich war.

»Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Doktor«, sagte sie. »Aber ich möchte Sie bitten, sich noch einmal Gedanken zu machen, ob sich irgendetwas mit der Tat in Verbindung bringen lässt, und wenn es noch so unwichtig erscheint. Nach der Operation natürlich.« Sie reichte ihm eine Visitenkarte.

»Selbstverständlich. Ich werde mich melden, wenn mir etwas einfällt.« Er steckte die Karte in die Kitteltasche mit dem K21-Button und rieb sich die Hände, als würde er sie in Gedanken schon für die Operation desinfizieren. Mit einem kurzen Nicken verabschiedete er sich und eilte mit wehenden Kittelschößen den Flur hinunter.

Verena sah ihm einige Sekunden lang nach und überlegte, was sie von ihm halten sollte. Dann wandte sie sich ab und

ging fast ebenso zügig in entgegengesetzter Richtung zur Ambulanz zurück.

Dr. Stein, der Ambulanzarzt, der Mona behandelt hatte, kam ihr auf dem Gang entgegen. Er hätte hinter dem Mischpult eines Rockkonzerts eine gute Figur abgegeben. Mit seinem kinnlangen, sich lichtenden Haar und dem Dreitagebart sah er aus wie ein alternder 68er. Als er näher kam, erkannte sie unter seinem offenen Kittel die bleckende rote Zunge des Stones-Logos auf einem schwarzen T-Shirt. Verena blickte sich suchend um. »Wo ist denn meine Tochter?«

»Die blättert sich gerade durch die Wartezimmerlektüre. Sie können sie wieder mitnehmen. Nichts gebrochen, nur gezerrt. Ich habe versucht, sie ein wenig auszufragen, aber sie macht dicht, was das Erlebnis im Wald betrifft.«

Verena zog die Augenbrauen hoch. »Woher wissen Sie denn von dem Erlebnis im Wald, wenn Mona Ihnen nichts erzählt hat?«

»Der Notarzt hat mir einen kurzen Abriss gegeben. Auch dass eine Tote da unten lag.« Er räusperte sich. »Schreckliche Geschichte.«

Verena beschloss, die Gelegenheit beim Schopf zu packen. »Was Sie allerdings nicht wissen können, ist, dass die Tote eine Kollegin von Ihnen war.«

Dr. Stein erblasste. »Eine Kollegin? Hier aus unserer Klinik?«

»Ja, leider. Frau Dr. Salgam aus der Chirurgie. Haben Sie sie gekannt?«

Der Arzt schüttelte langsam den Kopf. »Nur dem Namen nach. Andere Abteilung, wissen Sie? Aber ich erinnere mich an den Namen, weil er vor ein paar Monaten in aller Munde war.«

»So?« Verenas Puls beschleunigte sich. »Aus welchem Grund denn?«

»Irgendein Patient hatte sie verklagt, glaube ich. Genau kann ich Ihnen nicht mehr sagen, um was es ging; so etwas ist in unseren Kreisen ja kein Einzelfall. Ich weiß auch nicht, was draus geworden ist, aber in der Mehrzahl der Fälle werden die Verfahren ja eingestellt, wie Sie zweifellos am besten wissen.«

Verena nickte. Sie ging in Gedanken die Ärzteverfahren der letzten Monate durch. In Stuttgart waren die Zuständigkeiten so verteilt, dass die Anzeigen gegen Ärzte grundsätzlich bei ihrer Dienststelle landeten. Sie selbst hatte im letzten halben Jahr nur ein Verfahren gehabt, und das war am Bürgerhospital gewesen, aber ihre Kollegin Thea hatte zwei oder drei bearbeitet. Wenn sie herausfand, was Ewa Salgam vorgeworfen wurde und von wem, hatten sie eventuell eine erste Spur.

»Der Mensch braucht immer einen Schuldigen, so lässt sich der Verlust eines Angehörigen besser verkraften«, sagte Verena. »Dass oft die behandelnden Ärzte dafür herhalten müssen, ist Ihr Berufsrisiko.«

Dr. Stein lachte leise auf. »Danke für Ihr Mitgefühl. Aber um noch mal auf Ihre Tochter zurückzukommen. Sie sollte den Fuß ein paar Tage schonen und den Hausarzt aufsuchen.« Er reichte ihr einen Umschlag. »Der Fuß kommt auf jeden Fall schneller wieder in Ordnung als die Psyche. Mona hat viel zu verarbeiten, an das sie noch nicht ran will. Wissen Sie, Ihre Tochter weist alle Anzeichen einer posttraumatischen Belastungsstörung auf.«

Verena nahm den Arztbrief entgegen und verstaute ihn in ihrer Handtasche. Das ständige »Wissen Sie« des Arztes ging ihr auf die Nerven, aber vielleicht war sie einfach überreizt.

»Danke, Doktor. Ich werde mich um eine Therapie für sie kümmern. Können Sie mir vielleicht zufällig eine gute Kinderpsychologin empfehlen?«

Ein Lächeln breitete sich auf dem Stoppelgesicht aus. »Das kann ich tatsächlich.« Er zog einen Kugelschreiber aus der Brusttasche seines Kittels, kritzelte einen Namen und eine Telefonnummer auf einen Rezeptblock, riss das Blatt ab und reichte es Verena. »Meine Exfrau übrigens.«

»Vielen Dank.« Verena sah beim Lesen des Namens überrascht auf. »Sie heißt nicht wirklich Frau Dr. Franke-Stein, oder?«

»Doch, leider«, gab Stein mit einem lausbübischen Grinsen zurück, das ihn plötzlich viel jünger erscheinen ließ, als er tatsächlich war. »Aber sie sieht nicht ganz so schlimm aus, wie man vermuten könnte.«

Mona saß im Wartebereich und blätterte in einem zerlesenen *Bravo*-Heft. Zwei blaue Plastikkrücken lehnten neben ihr an der Wand. Ihr Fuß war bis zur Wade bandagiert und steckte in dem offenen, an der Ferse hinuntergetretenen Turnschuh. Als Verena eintrat, blickte sie auf.

»Ich bringe dich jetzt heim, dann muss ich schnellstens zurück ins Präsidium«, sagte Verena und griff nach den Gehhilfen. »Ich hoffe, du kannst dich von der *Bravo* losreißen?«

»Die ist schon fast zwei Monate alt!« Mona schleuderte das Heft auf den Beistelltisch, ohne sich die Mühe zu machen, es vorher zuzuklappen. »Die könnten ihre Lektüre wirklich hin und wieder aktualisieren.«

Posttraumatische Belastungsstörung, dachte Verena. Ich sollte jetzt wirklich bei ihr sein. Aber verdammt noch mal, beim jetzigen Stand der Ermittlungen geht das einfach nicht.